

Kreisquadrat und Pfarrgemeinde

Zwei unlösbare Probleme

Die Quadratur des Kreises, so erklärt die Online-Enzyklopädie Wikipedia, ist ein klassisches Problem der Geometrie. Die Aufgabe besteht darin, nur mit Lineal und Zirkel aus einem gegebenen Kreis ein Quadrat mit dem selben Flächeninhalt zu konstruieren. Das Problem lässt sich bis in die Anfänge der Geometrie zurückverfolgen und beschäftigte jahrhundertlang führende Mathematiker, darunter auch Leonardo da Vinci. Im Jahr 1882 bewies der deutsche Mathematiker Ferdinand von Lindemann, dass diese Aufgabe unlösbar ist. Was geometrisch für das Kreisquadrat gilt, gilt pastoraltheologisch für die Pfarrgemeinde. Einst visionär verfolgtes Ziel pastoraler Planung, steht sie heute für ein fundamentales Dilemma der Kirche vor Ort. **Bernhard Spielberg**

Der Versuch der „Vergemeindlichung“ kirchlicher Territorialstrukturen nach dem Motto „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“ (Ferdinand Klostermann) hat sich – so verständlich das Anliegen war – dreißig Jahre nach der Würzburger Synode als ein schwieriges, wenn nicht gar unlösbares Unterfangen herausgestellt. Denn Pfarrei und Gemeinde sind – wie Kreis und Quadrat – zwei unterschiedliche Formen, die nicht ohne weiteres auseinander hervorgehen können, geschweige denn, dass sie nur mit Lineal und Zirkel am Reißbrett zu konstruieren wären.

PFARR...

Die Pfarrei ist nach der Definition des can. 515 §1 CIC/1983 „eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubigen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Hirtensorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut wird.“ In Form einer nichtkollegialen Personengesamtheit (vgl.

can. 115 §2, 116 §1) ist sie öffentliche juristische Person. Ihre kirchenrechtliche Bestimmung weist die Pfarrei also als pastoral, d. h. von der „cura pastoralis“ des Pfarrers her qualifizierte Substruktur einer Diözese aus, deren Errichtung, Aufhebung oder Veränderung dem Diözesanbischof zusteht (vgl. can. 515 §2). Pastoraltheologisch verstanden ist sie die territorial organisierte, niederschwellige und leicht identifizierbare Basisstruktur (*Rainer Bucher*) in einem Netzwerk unterschiedlicher pastoraler Orte.

...GEMEINDE

Eine ähnlich handfeste und allgemein verbindliche Klärung des Begriffs Gemeinde gibt zwar

Bernhard Spielberg

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pastoraltheologie in Würzburg. Derzeit Dissertation zum Thema „Kann Kirche noch Gemeinde sein?“ sowie Tätigkeit in der Priester- und Predigt-ausbildung.

nicht – das Kirchenrecht kennt ihn nicht –, in der theologischen Diskussion wird sie jedoch ausgehend von der Definition der Würzburger

Pfarrei und Gemeinde sind zwei unterschiedliche Formen, die nicht ohne weiteres auseinander hervorgehen können.

Synode weithin verstanden als Gemeinschaft, die „an einem bestimmten Ort oder innerhalb eines bestimmten Personenkreises“ und begründet „durch Wort und Sakrament“ die kirchlichen Grundvollzüge (er)lebt und daher – unabhängig von ihrer rechtlichen Verfasstheit – als Kirche am Ort (vgl. LG 26) gelten kann (Beschluss: Dienste und Ämter 2.3.1.; 2.3.2). Gemeinde beginnt letztlich dort, wo zwei oder drei im Namen Jesu zusammen sind (vgl. Mt 18,20), aus der Zusage seiner Gegenwart erwächst ihre ekklesiologische Würde.

Während die Pfarrei also eher eine institutionell-juristische Struktur der Teilkirche beschreibt, steht die Gemeinde für eine Vielfalt nicht prinzipiell territorial oder temporal definierter kirchlicher Sozialformen, in denen Menschen ihr Leben aus dem Glauben heraus gestalten. Beide Begriffe widersprechen sich nicht. Sie sind aber auch nicht dasselbe. Und sie lassen sich nur schwer unter einen Hut bringen. Das zeigt sich an den Pfarrgemeinden.

Ihr einst visionär aufgeladener Name macht heute ein fundamentales Dilemma der Kirche vor Ort sichtbar: Ihren Anspruch, gleichzeitig und „gleichräumlich“ Pfarrei und Gemeinde zu sein. Genau dies kann aber eine große Zahl der Pfarrgemeinden aufgrund ihres Zuschnitts und aufgrund der veränderten soziokulturellen Rah-

menbedingungen nicht mehr leisten. Die traditionelle Pfarrgemeinde ist einerseits zu klein, um als Pfarrei die lebensraumorientierte Loka-

lagentur der Kirche zu sein, andererseits ist sie zu groß, um als Gemeinde die freundschaftlich geprägte Nahgemeinschaft der Gläubigen zu ermög-

lichen. Anders gesagt: Als pastorale Größe droht die Pfarrgemeinde an ihrer Mittelmäßigkeit zu scheitern.

Was aber tun, wenn man die Kirche im Dorf – oder in der Stadt – lassen will? Welche Organisations- und welche Sozialform können sich für die unterste pastorale Ebene als tragfähig erweisen?

ZWEI AUFGABEN

Ein Ausweg aus dem Dilemma deutet sich an, wenn man die Pfarrgemeinde wieder in ihre zwei „Einzelbausteine“ zerlegt, also Pfarrei und Gemeinde getrennt voneinander in den Blick nimmt. Schließlich bewegen sich beide Größen in unterschiedlichen juristischen, soziologischen und theologischen Bezügen. In der Auseinandersetzung mit den spezifischen Herausforderungen lässt sich für jede von beiden dann eine Form finden, in der sie ihren Zweck auch (wieder) erfüllen kann. In diesem Sinne ist die Kirche vor Ort auf zwei Entwicklungsprozesse angewiesen: Neben einer „Pfarreientwicklung“, die sich um eine rechtlich und pastoral ordentliche Strukturierung der Organisation bemüht, braucht es eine Gemeindeentwicklung, die nach zeit- und evangeliumsgemäßen Wegen und

Formen von Gemeinschaftsbildung und -gestaltung fragt. Das mag selbstverständlich klingen. Wer jedoch die Schwerpunkte betrachtet, die die pastorale Planung nicht weniger deutscher Diözesen seit einiger Zeit setzt, wird erkennen, dass – wenn auch unter dem Namen Gemeindeentwicklung – die Pfarreientwicklung im Vordergrund steht. Sofern man überhaupt die klassische Pfarrgemeinde auf den Prüfstand stellt. Die grundlegenden Elemente beider Prozesse seien daher im Folgenden skizziert. Der Fokus richtet sich dabei auf ihre soziologischen Rahmenbedingungen.

PFARREIENTWICKLUNG

Die Pfarreientwicklung mag vielerorts vom Pfarrermangel *veranlasst* sein, *begründet* wird sie letztlich aber durch eine ganz andere Entwicklung: Die – oft zitierten – gesellschaftlichen Megatrends, die das Leben der Menschen in unserem Land seit Jahrzehnten prägen. Das sind unter anderen die strukturelle Vervielfältigung der Lebensbereiche, steigende Mobilität, Individualisierung und Autozentrierung, Ästhetisierung und der Integrationsschwund kirchlich verfasster Religion. Traditionelle Lebensmuster haben sich aufgelöst. Die Räume, in de-

Die Pfarrei kann längst nicht mehr allen alles werden.

nen sich das Leben vollzieht, sind größer, zum Teil sogar virtuell geworden. Auch religiöse und spirituelle Bedürfnisse haben sich pluralisiert. Der Pfarrer kann längst nicht mehr allen alles

werden, wie es noch auf seinem Primizbild zu lesen steht, ebenso seine Pfarrei. Sie steht in der Gefahr, zum Sammelbecken derer zu werden, die mit dem Wandel nicht Schritt halten können oder wollen. Wesentliche kirchliche Vollzüge sind aus ihr ausgewandert. Die Diakonie wurde an die Caritas delegiert, regelmäßige Taizé-Gebete finden auf regionaler Ebene statt. Das Selbstbild der Übriggebliebenen schwankt zwischen dem heiligen Rest und den letzten Mohikanern.

Letztlich hat eine solche kirchliche Organisationsform von der Pfarrei nur den Titel. Ihre pastorale Monokultur und ihre räumliche Enge, insbesondere in den Städten, machen es ihr unmöglich, eine Vernetzung der verschiedensten kirchlichen Sozialformen vor Ort zu schaffen und nach außen hin eine leicht identifizierbare und profilierte Ansprechpartnerin in gesellschaftlichen und politischen Fragen zu sein. Als diözesane Basisstruktur muss die Pfarrei in Zukunft aber genau das leisten. Und dafür muss ihr Umfang größer werden – aus zwei Gründen.

Der erste ist die genannte Erweiterung der Lebensräume, die sich auch im Bereich der Kirche nicht ignorieren lässt, will man sich nicht selbst „exkulturieren“. Gelingende Pfarreientwicklung wird genau den Megatrends Rechnung tragen müssen, die die gegenwärtige Pfarrei an ihre Grenzen bringen. Der zweite Grund ist ein kirchenrechtlicher. Immer mehr Pfarreien können ihre Selbstständigkeit nämlich nicht mehr auf die Gemeinschaft der Gläubigen gründen, die unscheinbar geworden ist, und auf den Pfarrer, den es vor Ort nicht mehr gibt, sondern nur noch auf das Bestehen ihrer Kirchenstiftung. Dabei gilt eben diese Pfarreidefinition mit dem

CIC 1983 als überholt. Schon seit Jahren können viele Bischöfe einem Teil ihrer Pfarreien keinen Pfarrer mehr zur Verfügung stellen. Dies wird sich – so zeigt der Blick auf die Entwicklung der Priesterzahlen – in absehbarer Zeit noch verschärfen. Wenn man aber darauf verzichten will, die Wertschätzung eines Pfarrers durch die Zahl der ihm – wenn auch nur zur „Verwesung“ (!) – übertragenen Pfarreien auszudrücken, und auch die Möglichkeit zur Beauftragung von Laien gemäß can. 517 §2 nicht überschwänglich wahrnehmen möchte, wird man auf längere Sicht nicht daran vorbeikommen, die Pfarreien neu zu strukturieren. Das ist nicht nur ein im CIC verbrieftes Recht des Diözesanbischofs, es wurde auch in der Geschichte der Kirche immer wieder getan. Dass im Fall der Pfarrei sowohl das Kirchenrecht als auch die soziologischen Daten in eine Richtung zeigen, darf durchaus als Gunst der Stunde bezeichnet werden.

Die gegenwärtigen Strukturveränderungen in den deutschen Diözesen gehen in diesem Sinn in die richtige Richtung. Die Errichtung von Seelsorgeeinheiten, Pfarreiverbänden oder Gemeinschaften von Gemeinden, die vom Kirchenvolk oft als Zusammenlegung verstanden wird, ist aber gerade kein Weg der Pfarreientwicklung. Es ist die Schaffung einer neuen pastoralen und administrativen Ebene über der der Pfarrei. Das zeugt einerseits davon, dass man ihre Unzulänglichkeit erkannt hat, andererseits aber auch von mangelndem Mut, die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Konsequenz wäre nämlich die Fusion bestehender

Pfarreien zu Pfarreien neuer Größe, die sich am gewachsenen Lebensraum der Menschen orientieren und dort die Ebene bilden, auf der einerseits zentrale pastorale Entscheidungen getroffen werden, und andererseits ein professionelles Management Verantwortung für die Verwal-

Die gegenwärtigen Strukturveränderungen in den deutschen Diözesen gehen in die richtige Richtung.

tung übernimmt. Der sinnvolle Einsatz des hauptberuflichen Personals wird dort ebenso koordiniert wie die effiziente Nutzung technischer Anlagen und vorhandener Gebäude. Gemäß staatskirchenrechtlicher und stiftungsrechtlicher Vorgaben errichtete neue Kirchengemeindeverbände treten auf der Ebene der neuen Pfarreien die Rechtsnachfolge der bestehenden Stiftungen an. Das konkrete Ziel eines solchen Pfarreientwicklungsprozesses könnte beispielsweise in einer Stadt oder dem Stadtteil einer Großstadt so aussehen: Wo es vorher ein Dekanat gab, gibt es nur noch eine Pfarrei und einen Pfarrer. Damit wäre in struktureller Hinsicht schon viel erreicht. Pastoral fruchtbar wird eine solche Pfarreientwicklung jedoch nur werden, wenn sie im Dienst eines zweiten Prozesses steht: Der Gemeindeentwicklung.

GEMEINDEENTWICKLUNG

Wenn heute von der Krise der Gemeinde gesprochen wird, ist meist nur eine Form der Gemeinde gemeint: Die Pfarrfamilie. Sie teilt tatsächlich das Los mancher Familien, die in die

Jahre gekommen sind. Die Kinder sind aus dem Haus und schauen nur noch selten vorbei. Was die Enkelkinder treiben, kann man schon gar nicht mehr verstehen. So richtet man sich ein mit seiner kleinen, aber sicheren Rente – und hofft darauf, dass sich eines Tages alle eingestehen müssen, dass man mit seinen als altmodisch gebrandmarkten Ideen doch Recht hatte. Die Krise dieser „Lebensform“ Pfarrfamilie beruht auf anderen Gründen als die der „Organisationsform“ Pfarrei. Sie werden deutlich, wenn man die soziokulturellen Trends der Gegenwart betrachtet. Sie zeigen die Lebensgefühle, Befindlichkeiten und Sehnsüchte von Menschen an, die durch die gesellschaftlichen Entwicklungen, wie sie sich beispielsweise in den Megatrends abbilden, geweckt werden. Soziokulturelle Trends äußern sich daher oft als Gegenbewegungen. Die klassische Pfarrfamilie, die sich unter dem Motto „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde!“ dem Ideal einer generationenübergreifenden Gemeinschaft engagierter Gläubiger verpflichtet weiß, scheitert heute unter anderem an drei von ihnen: Gestaltung, High-Touch sowie Erlebnis und Erfahrung.

GESTALTUNG

Die augenfälligste Herausforderung liegt in der Gestaltung. In der Unübersichtlichkeit eines breiten Angebots muss die genuine Idee eines Produkts oder Konzepts anhand seines Designs erkennbar sein. Auch in der Pluralität möglicher Lebensentwürfe entscheidet die Gestaltung der eigenen Person und die Wahl des „Lifestyles“ über das Gefühl von Zugehörigkeit oder Fremdheit. Überprüfen lässt sich das beispielsweise, wenn man abends in einer fremden

Stadt ein Lokal sucht. Spätestens nach einem kurzen Blick auf das Interieur (samt anwesenden Gästen) wird die Entscheidung fallen, ob man sich wohlfühlt oder nicht. Das ist in einer Gemeinde nicht anders. Während der vorherrschende Stil in Musik, Kunst und Liturgie für die einen geradezu identitätsstiftend wirkt, schließt sie andere gerade dadurch aus. Die intellektuelle Aura, die eine Hochschulgemeinde umgibt wirkt in der Kirche auf dem Dorf eher deplatziert und an einem inbrünstig mit Plastikblumen dekorierten Schutzengelaltar finden längst nicht alle ihr spirituelles Zentrum.

HIGH-TOUCH

Der Wunsch nach so genanntem High-Touch stellt die Gemeinde auf eine zweite Probe. Als Gegenrend zur High-Tech der Umwelt wächst in Menschen das Bedürfnis, als Person, und nicht als zählende Teilnehmer oder gar Potenzial zur Erfüllung von Aufgaben wahrgenommen zu werden. Für einen kleinen Kreis von Ehrenamtlichen kann das vor Ort noch geleistet werden. Die faktische Zuständigkeit für mehrere tausend Katholiken macht einen von persönlicher Nähe geprägten Beziehungsstil jedoch so gut wie unmöglich. Schon die Firmvorbereitung ist dann weniger individuelle Begleitung auf dem Weg zum Glauben als eine jahrgangsweise Schleusung durch den spirituellen Durchlauferhitzer.

ERLEBNIS UND ERFAHRUNG

Eine dritte Herausforderung ist der Wunsch nach Erlebnis und Erfahrung, der nach Gerhard

Schulze den „Charakter einer kollektiven Basis-motivation“ besitzt: Für die Menschen von heute ist das kostbarste Gut, dem es nachzustreben gilt, ein Transformationserlebnis. Schließlich können angesichts pluraler Wahrheitsansprüche nur authentische und unmittelbare Erfahrungen Gewissheit verleihen. Sie kommen aber zu kurz, wenn die Liturgie nicht mehr heiliges Spiel, sondern eilige Spielerei ist oder „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) nur noch die Überschrift für eine Vortragsreihe in der Fastenzeit. Wo zwar *über* Gott geredet wird, er selbst aber keinen Raum erhält, dort wird die Verkündigung des Evangeliums die Reaktion hervorrufen, die schon in Goethes Faust zur Sprache kommt: „Die Botschaft hör’ ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Die hier beschriebene Krise einer Form der Gemeinde, der Pfarrfamilie, ist nicht die Krise der Gemeinde an sich. Glaube braucht Gemeinschaft, das ist die grundlegende Überzeugung seit den ersten Tagen des Christentums. Denn ein Christ ist kein Christ. So stellt sich der Kirche immer wieder die Frage nach Formen, in denen diese Gemeinschaft des Glaubens gelebt und erfahren werden kann. Auf dem Weg der Pfarreientwicklung wird man diese Frage allerdings nicht beantworten können. Sie wird sich auch nicht einfach so nebenbei klären, wenn Diözesen neu strukturiert werden. Denn so wie die Pfarrei von den gesellschaftlichen Megatrends herausgefordert wird und sich dementsprechend ihre Entwicklung an ihnen orientiert, muss Gemeinde in Zukunft an den soziokulturellen Trends Maß nehmen, mit denen sie konfrontiert ist. Das Bewusstsein für identitätsstif-

tende Ästhetik, die Wertschätzung personaler Beziehungen und die Ermöglichung von spiritueller Erfahrung bilden also das Anforderungs-

Die Krise einer Form der Gemeinde, der Pfarrfamilie, ist nicht die Krise der Gemeinde.

ungsprofil für die neue Gestalt christlicher Gemeinde. Darüber hinaus kann sie anknüpfen an drei weitere Trends, die für Sehnsüchte von Menschen von heute stehen: Verankerung, Co-cooning und Clanning.

VERANKERUNG

Die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinschaft ist nach einer Aussage des amerikanischen Soziologen John Naisbitt eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus. Dies mag zwar nicht explizit auf die christliche Gemeinde bezogen sein, genau darauf kann aber auch sie aufbauen. Ort der Verankerung kann sie nämlich in unterschiedlichen Weisen sein: Erstens indem sie personale Beziehungen ermöglicht und fördert, zweitens durch die Übernahme von Verantwortung für die Gestaltung des lokalen Nahraums – so zum Beispiel für die Schaffung von Kinderspielflächen, für die Organisation von Nachbarschaftshilfe oder für die Ausweisung von Naturschutzgebieten – und drittens indem sie die Kraft christlicher und kirchlicher Traditionen und Riten – vom Schutzengel bis zur Wallfahrt

– wiederentdeckt und durch sie spirituelle Quellen erschließt.

COCOONING

Cocooning ist der Trend, es sich zu Hause gemütlich zu machen. Wer Tag für Tag und Woche für Woche auf Achse ist, braucht wenigstens in den eigenen vier Wänden einen Raum, um sich zurückzuziehen. Die Wohnung ist mehr als nur die Schlafstätte, sie wird – im Idealfall mit Garten – zum Kokon, das vor einer kalten und hässlichen Welt schützt. Das gilt übrigens für Jugendzimmer in besonderem Maße. Der Markt hat auf diese Entwicklung schon lange reagiert: Der Italiener ums Eck bringt die Pizza nicht mehr nur an den Tisch, sondern auch an die Tür, der Kinoabend findet bei Freunden statt, die einen Videobeamer haben, die Zugfahrkarte wird online gelöst, schließlich muss man ohnehin noch die letzten Minuten der virtuellen Versteigerung abwarten. Cocooning fordert auch die Gemeindeentwicklung heraus. Die Wohnung gilt es, wertzuschätzen. Das kann beispielsweise durch Hausbesuche geschehen oder dadurch, dass Informationen auch wirklich ins Haus kommen – und nicht in der Kirche mitgenommen werden müssen. Wie christliche Gemeinden in den Häusern ihren Anfang genommen haben, werden auch ihre Neuanfänge dort ihre Orte finden.

CLANNING

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für Gemeindebildung gewinnt schließlich der soziokulturelle Trend zum so genannten Clan-

ning. Er zeigt an, dass Individualisierung nicht prinzipiell Vereinsamung zur Folge hat, sondern vielmehr zu einer Veränderung der Wege und Formen von Gruppenbildung führt. Menschen mit ähnlicher Interessenlage finden in „organisational neighbourhoods“ zusammen, deren Beziehungsstrukturen sich entsprechend den vorherrschenden Kommunikationsstrukturen formen. So entstehen im virtuellen, aber auch im realen Raum Gruppen, die – im Gegensatz zur sozialen Hierarchie – in selbstgewählten Netzwerken arbeiten und deren Verbindlichkeiten auf ausgehandelten Regeln und Selbstverpflichtung beruhen. Grundlegend für Gemeindeentwicklung erscheint dabei die Verwiesenheit der Beziehungsmuster auf die Kommunikationsmuster. Analog zum Design eines Produkts, an dem dessen genuine Idee erkennbar ist, muss sich auch in der Organisationsform einer Gemeinschaft ihre eigene Vision abbilden, um ihr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Dies gilt insbesondere für den Bereich der Glaubenskommunikation. Hier ergeben sich interessante Verbindungen zu einer Studie der französischen Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger, die Klemens Armbruster und Peter Hundertmark ins Gespräch gebracht haben. Sie unterscheidet drei Formen, in denen Menschen die Wahrheit ihres Glaubens bestätigt und abgesichert finden: Die institutionelle, die komunitäre und die dialogische Validierung. Mit der fortschreitenden Individualisierung, so ihr Ergebnis, wird die letztgenannte Form die entscheidende. Denn nur durch Konformität mit der legitimierten Institution oder durch Kohärenz mit einer Gruppierung lässt sich heute keine Sicherheit über die Wahrheit des eigenen Glaubens mehr gewinnen. Sie entsteht erst in der dialogischen Auseinandersetzung, im per-

sönlichen Zeugnis und im Austausch über individuelle Erfahrungen, sowie eventuell über gemeinsame Vertiefungsmöglichkeiten für diese Erfahrungen.

Gemeindeentwicklung entdeckt Anknüpfungspunkte in den Bedürfnissen und Sehnsüchten der Menschen von heute, wie sie sich in den soziokulturellen Trends zeigen, und fragt von daher nach Formen, in denen eine christliche Gemeinde heute ihren Glauben erfahren, leben und feiern kann. Das kann nicht nur die territorial begrenzte Gemeinschaft in der Nachbarschaft sein, sondern auch alle anderen Orte, an denen Menschen ihr Leben ins Licht des Evangeliums stellen: Ein Jugendverband, ein Krankenhaus oder ein Familienkreis. Nicht in der Konservierung einer vom katholischen Milieu geprägten kirchlichen Sozialform vergangener Tage, sondern nur in der kreativen Entwicklung neuer Formen der Gemeinschaft im Glauben wird die Kirche vor Ort in der Pluralität heutiger Lebensentwürfe bestehen und ihre Aufgabe „zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Welt“ erfüllen können.

EIN NEUES VERHÄLTNIS

Mathematikinstitute auf der ganzen Welt erhalten regelmäßig Post von „Kreisquadrirern“, die behaupten, trotz des mathematischen Beweises der Unmöglichkeit das Problem der Quadratur des Kreises gelöst zu haben. Ihr tatsächlicher Beitrag zur Mathematik beschränkt sich jedoch letztlich auf die Erheiterung der Fachwelt. Analog erweisen die Versuche, an der Pfarrgemeinde so lange wie möglich festzuhalten, der Kir-

che und ihrem Auftrag keinen Dienst. Eine dritte Aufgabe, die der pastoralen Planung neben der Pfarrei- und der Gemeindeentwicklung letztlich zukommt, besteht allerdings darin, Pfarrei und Gemeinde in ein neues Verhältnis setzen. Denn beide sind zwar nicht auseinander

*Pfarreientwicklung ist so zu organisieren,
dass sie Gemeindebildungen
nicht verunmöglicht.*

abzuleiten, stehen aber doch in einer wechselseitigen Beziehung. Dies hat Michael Hochschild anhand einer statistischen Auffälligkeit im Kirchenmitgliederverhalten eindrücklich dargestellt.

Er wies auf die stark differierenden Zahlen der Gottesdienstteilnehmer – nach wie vor eine wichtige Größe zur Beschreibung der Vitalität des kirchlichen Lebens vor Ort – in Pfarreien unterschiedlicher Größenordnungen hin. Während in Pfarreien von 2000 bis 5000 Katholiken die Gottesdienstteilnahme eher gering ist, fällt sie in denen unter 2000 und über 5000 Katholiken signifikant höher aus. Mit dem Territorialprinzip in seiner momentanen Ausführung sei – so Hochschild – eine Vorentscheidung darüber getroffen, wie sich kirchliches Leben konkret vollzieht: Nämlich in mittelgroßen Pfarreien. Diese sind jedoch zu groß für die Kleingruppe und zu klein für eine Großgruppe aus mehreren Kleingruppen. Entsprechend müsse der Strukturwandel so organisiert werden, dass der entstehende Sozialraum Wahlverwandtschaften nicht verunmöglicht und Qualverwandtschaften nicht die Möglichkeit nimmt, zu Wahlverwandtschaften zu werden. Anders gesagt: Pfar-

reientwicklung ist so zu organisieren, dass sie Gemeindebildungen nicht verunmöglicht. So werden Pfarreien zum großräumigen Organisationsrahmen verschiedenster pastoraler Orte und Gemeinden zu Orten der Grenzüberschreitung, an denen man das Evangelium von denen her entdeckt, denen es verkündet wird. Das verlangt nicht die Quadratur des Kreises, sondern nur die Fähigkeit zwischen Kreisen und Quadraten sauber zu unterscheiden. Denn die Aufgabe der Kirche ist nicht ihr organisatorischer Selbsterhalt, sondern die Konfrontation von Evangelium und menschlicher Existenz. ■

LITERATUR

- Armbruster, Klemens / Hundertmark, Peter**, Mut zu neuen Gemeindeprofilen. Vorschläge zur Ergänzung gewohnter kirchlicher Sozialformen, in: *Diakonia* (2002). 133–139.
- Bucher, Rainer**, Jenseits der Idylle. Wie weiter mit den Gemeinden?, in: Ders. (Hg.), *Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche*, Würzburg 2004, 107–130.
- Fuchs, Brigitte**, Der Blick nach vorne. Pastoraltheologische Überlegungen zur zweiten Sonderfallstudie, in: *Dies. / Alfred Dubach, ein neues Modell von Religion. Zweite Schweizer Sonderfallstudie – Herausforderung für die Kirchen*, Zürich 2005, 167–235.
- Haslinger, Herbert**, *Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen*, Düsseldorf 2005.
- Hochschild, Michael**, Von Wahl- und Qualverwandtschaften: Notiz zu einer statistischen Auffälligkeit im Kirchenmitgliederverhalten, in: *Lebendiges Zeugnis*, 1/2001, 50–56.
- Lätzel, Martin**, Soll unsere Pfarrei eine Gemeinde werden? Eine Relecture von Ferdinand Klostermanns „Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde“ (1979), in: *Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück*, 7/2005, 195–199.
- Müller, Petro**, *Gemeinde: Ernstfall von Kirche. Annäherungen an eine historisch und systematisch verkannte Wirklichkeit*, Innsbruck 2004, (= *Innsbrucker theologische Studien* 67), insbes. 815–835.
- www.los-mainz.de

THEMA

- 58 Grundvollzüge oder dreifaches Amt?**
Auf der Suche nach einer praktikablen
Einteilung der Pastoral
Von Andreas Wollbold
- 64 Wider den sanften Institutionalismus
der Gemeinde**
Zur Priorität der Pastoral vor ihren
sozialen Organisationsformen
Von Rainer Bucher
- 71 Die Pfarrei ist ein Markenartikel**
Die Antwort von Andreas Wollbold auf
„Wider den sanften Institutionalismus
der Gemeinde“
- 73 Kirche verliert sich nicht im Außen –
sie findet sich dort.**
Rainer Buchers Replik auf den Beitrag
von Andreas Wollbold
- 76 Wie grundlegend sind die Grundvoll-
züge?**
Zur Notwendigkeit einer pastoral-
theologischen Formel
Von Herbert Haslinger

PROJEKT

- 83 Wohin steuert die Kirche?**
Zur Weiterentwicklung von Gemeinden
und kirchlichen Orten.
Von Wolfgang Fischer

INTERVIEW

- 87 Ein Gespräch mit Thomas Schüller**
Von Erich Garhammer

PRAXIS

- 92 Kreisquadrat und Pfarrgemeinde**
Zwei unlösbare Probleme
Von Bernhard Spielberg
- 101 Vom territorialen zum föderalen
Prinzip**
Ein Vorschlag zur Entwicklung von
Gemeinden in größeren Seelsorgeräumen
Von Klemens Armbruster
- 105 Gemeindeleitung der Zukunft**
Belebende Polaritäten
Von Paul M. Zulehner
- 110 Die Weite des www und die Nähe
bei den Menschen**
Internet-Kirche St. Bonifatius
Von Norbert Lübke
- 115 Leben im Neubaugebiet**
Ein Praxisbeispiel lebensraumorientierter
Seelsorge bei Neuzugezogenen
Von Bardo Zöllner
- 118 „Ich bin, weil wir sind“**
Vom prägenden Gemeindeverständnis
der indigenen Bevölkerung auf den
Philippinen
Von Stefan Weigand und Werner Meyer-
zum-Farwig
- 121 Zeitschriftenumschau**
- 123 Buch zum Thema**
- 120 Impressum**